

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinskonzessionen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Der Sittlichkeitskoller.

Leipzig, 15. Januar.

Die Sittlichkeit ist in Gefahr
Im neuen wie im alten Jahr;
Wer davon überzeugt nicht ist,
Der ist fürwahr kein guter Christ.
Zararabumbläh.

Wenn wir nach Monaten oder Jahren einen stumpfsinnigen Gassenhauer wieder zu hören bekommen, der einst unser Ohr beleidigt hat, dann überkommt uns wohl eine Mischung von Ekel und Mitleid mit den blöden Seelen, die sich an abgestandenen Leierkastenmelodien nicht satt hören können. Aber je öfter wir im Leben uns von der Fähigkeit des Stumpfsinnes und der banalen Leierei überzeugen können, um so gleichmütiger finden wir uns schließlich mit der Thatsache ab, daß Gemeinplätze das längste Leben haben. Herrgott, die Leierkastenleute wollen auch leben, meinen wir endlich, und wer weiß, ob sie nicht gefährlicher werden könnten, wenn sie nicht mehr leiern dürften.

So kommt es auch, daß wir geneigt sind, die Leierkastenmelodien vom Verfall der Sittlichkeit in der Gegenwart, von der Notwendigkeit, die Moral mehr denn je zu beschützen, die dieser Tage im Reichstage abgeurteilt werden, mit einer gewissen Resignation hinzunehmen. Alles, was die Herren Spahn und Schall vorzubringen wissen, alles das haben wir nun schon so oft in allen möglichen Tonarten vernommen, daß wir uns die Ruhe nicht leicht nehmen lassen. Es will uns schier unmöglich scheinen, daß die Salbadereien protestantischer und katholischer Rückwärtler je der lex Heinze zum Siege verhelfen könnten, und würde sie hundertmal ausgegraben.

Aber wer weiß? Wer sagt uns, daß heute in Deutschland etwas unmöglich ist?

Das zwingt uns denn doch, die Sittlichkeitskomödie einigermaßen ernst zu nehmen.

Die lex Heinze hat ja das Gefährliche an sich, daß sie ganz verschiedene Materien zusammen behandelt. Sie schneidet die Prostitutionsfrage an und schweift in das Gebiet des Kunstlebens hinüber. Gemeinsam ist all ihren Bestimmungen nur, daß sie an alles die Elle der christlichen Moral anlegt, oder genauer der christlichen Moral, wie sie staatlich konzeptioniert ist, und wo Mißstände gefunden werden, nicht etwa bestrebt ist, die Wurzeln der Uebel auszurotten, sondern schlanthweg allenthalben im Namen der Moral nach der Polizei schreit.

Daß die Prostitution eine der allerhäßlichsten Blüten der Kultur ist, bestreitet niemand. Daß man, um sie wirk-

sam zu bekämpfen, die ökonomischen Wurzeln des Uebels beschneiden und ausrotten muß, das fällt den Herren, die hinter der lex Heinze stehen, nicht ein: sie sind schnell fertig und verlangen Polizeimaßregeln und allerhand gesetzliches Flickwerk. Daß diese Forderungen gerade zu einer Zeit vorgebracht werden, wo die Thätigkeit der Sittenpolizei mehr als einmal öffentlich an den Pranger gestellt ist, kümmert die christlichen Tugendwächter natürlich nicht im geringsten.

Die tollsten Wirkungen aber hat diese moralische Gesetzgebung, sobald sie sich an Kunst und Litteratur heranmacht, und gerade hier liegt der Schwerpunkt des Gesetzes, hier die größte Gefahr für unser öffentliches Leben; denn die Paragraphen, die sich mit Kunst und Litteratur beschäftigen, sind so dehnbar abgefaßt, daß sie, wenn Gesetz geworden, zu ungeheuerlichen Zuständen führen müssen.

Man stelle sich einmal vor, daß es Gesetz geworden sei, daß bestraft werden soll, wer unzüchtige Schriften, Abbildungen und Darstellungen feilhält, zur Verbreitung herstellt, ankündigt oder anpreist, ferner wer an öffentlichen Straßen oder Plätzen Schriften, Abbildungen oder Darstellungen ausstellt oder anschlägt, die, auch ohne unzüchtig zu sein, durch grobe Unanständigkeit geeignet sind, das Scham- oder Sittlichkeitsgefühl erheblich zu verletzen — das ferner Theateraufführungen und sonstige Vorführungen strafbar sind, wenn sie durch gröbliche Verletzung des Scham- oder Sittlichkeitsgefühls Aergernis zu erregen geeignet sind.

Es ist gut, daß der Centrumsredner gleich an einem Beispiel gezeigt hat, wie er sich die Wirksamkeit des Gesetzes denkt.

Herr Spahn sieht eine Verhöhnung des Christentums, wenn in Henriks Ibhens letztem Drama John Gabriel Borkmann die Frau, die von Borkmann im Stiche gelassen ist, die Anklage erhebt, daß er ihr Liebesleben getödtet und damit eine Todsünde begangen habe. Diese Stelle, die nach anderer Auffassung von echt sittlichem Geiste zeugt, führt der Centrumsmoraltrumpeter als Beweis für seine Behauptung an, daß in den Theatern höchst unsittliche Stücke gegeben werden.

Nehmen wir nun an, die Auffassung der Centrumsleute würde vom Richter geteilt — was bekanntlich gar nicht unmöglich wäre — nun, so könnte nach der lex Heinze der Uebersetzer, der Verleger, der Drucker und der Verbreiter des Stückes bestraft und die Aufführung verboten werden.

Gerade zur rechten Zeit kommt aus Kassel eine seltsame Nachricht. Dort war im Schaufenster der Ingenieure Dr. Greef und Schmidt eine kostbare Frauenstatuette aus

Terracotta aufgestellt, in der erhobenen Hand ein elektrisches Glühlämpchen haltend. Diese Statuette hat auf Veranlassung eines Schutzmanns entfernt werden müssen — und zwar in diesen Tagen, wo die lex Heinze noch nicht angenommen ist. Wenn das jetzt geschieht, was soll erst werden, wenn die Kautschulparagraphen der lex Heinze angenommen sind!

Was kann denn nicht alles das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzen? Man stelle einmal einen, der den guten Willen hat, sein Schamgefühl verletzen zu lassen, vor den Wendebrunnen auf dem Augustusplatz. Die Wasserweiber haben ja nichts an!

Wenn die hochwohlwollende Polizei in Spahns Spuren gehen wollte, wie würde sie dann Aergernis nehmen können an Schöpfungen der Renaissancelünstler, die zu einer Zeit lebten, als die böse sittenverderbende Sozialdemokratie noch nicht existierte — der Renaissancelünstler, die oft im Auftrage von Päpsten arbeiteten. Von Werken der Litteratur wollen wir gar nicht reden; es könnte sonst passieren, daß auf Empfehlung des Herrn Spahn dem gelehrten Manne der Prozeß gemacht würde, der die Komödien der Nonne Grosivitha von Sandersheim herausgegeben hat, oder daß die Herausgeber der großen Weimarer Goethe-Ausgabe beim Kragen genommen würden. Darüber besteht ja z. B. kein Zweifel, daß Leuten von so ausgeprägtem Sittlichkeitsgefühl wie den Herren Spahn und Schall, der große Heide Goethe so ungefähr das sein muß, was dem Stier das rote Tuch. Dafür hat dieser Heide auch in den römischen Elegien ein Zeugnis für die keusche Sittlichkeit der römischen Geislichen hinterlassen, wenn er die Geliebte versichern läßt: In dem geistlichen Rom, kaum scheint es zu glauben, doch schwör' ich: Nie hat ein Geislicher sich meiner Umarung geirret.

Ein paar andere Folgen solcher Kunststricherei dürfen auch nicht übergangen werden.

Als vor ein paar Jahren in München die fromme Hag gegen den Brunnen von Gasteiger lössing, der einen kleinen Nubel in Adamskostüm darstellt, wie er einen Faun neckt und dafür von dem Alten mit Wasser bespritzt wird, da wanderte Jung und Alt, um sich das sittengefährdende Kunstwerk zu betrachten. Was aber sahen Männlein und Weiblein sich mit größtem Interesse an? Ja, sie bewunderten das kleine Zeichen des männlichen Geschlechts an dem Nubel, das der Künstler nicht mit einer Badehose verdeckt hatte. Vorher war das keinem vernünftigen Menschen seltsam vorgekommen; jetzt war von Kunstgenuß keine Rede mehr, und auf den Gesichtern war lüsterne Schnäffelei zu lesen.

Die übertriebene Sorge für die Sittlichkeit hat immer

Seuilleton.

Stoffrecht vorbehalten.

Der Rangierbahnhof.

Roman von Helene Wöhlau.

Oly lag ruhig, mit offenen Augen, und wußte nun schon, was ihr die Nacht bevorstand. Qualen! Die Wiederholung alles dessen, was sie eben erst durchkämpft hatte.

Die großen Riesendämonen schlugen schon mit den Fittichen lautlos und mächtig schwebten sie über ihr. Sie kämpften noch miteinander, wer auf die arme Hafenseele sich herabstürzen sollte.

Der Riesendämon war schon mit den Krallen auf ihrer Brust, und wollte den gemächlichen Tanz beginnen, da gefellte sich zu ihm ein zweiter, der die bittere Erkenntnis vom Leben betrogen zu sein, brachte, und noch einer, der mit seinen Klauen die Stelle aufriß, wo der verzehrende Ehrgeiz saß, und wieder einer, der an versäumte Pflichten mahnte.

Es war eine ganze Schar, die auf sie herabstürzte, Riesenhölde, daß man meinen sollte, sie wären erschaffen, um auf irgend einem gewaltigen Stern gewaltige Kreaturen zu quälen und zu bekämpfen, und hätten sich auf unsere kleine Erde nur verirrt, um nun ihre dämonischen Kräfte an uns lächerlich kleinen Seelen zu verschwenden.

Oly lag wie erstarrt, ließ alles über sich ergehen. Durch das entsetzliche Chaos aber, dem sie preisgegeben war, sah ein unregelmäßiges, gescheitertes Gesicht auf sie nieder, ein Gesicht, das sie Zug für Zug mit aller Kraft festzuhalten

suchte, auf das sie hinblickte wie auf eine Seligkeit, mitten im Elend. Das Gesicht war ihr Halt, ihre Rettung. Es strahlte von ihm Kraft aus zum Widerstehen, Kraft zu siegen und zu überwinden. Und dieses Himmelsgesicht, das wie ein Licht über all dem Ueberwältigenden, Unheimlichen, das sie umgab, aufstieg, sollte sie von sich weisen? So sinnlos — so unfrei — so niedrig! Nein, danken — danken! danken!

Es wurde ihr licht. Gott hatte ihn geschickt, ihr gutes Schicksal. Sie sollte nicht ganz verzweifeln.

Und sie streckte ihm wieder die Arme entgegen in ihrer Not, und wie hellsehend, als schaute und fühlte sie ein wirkliches Begegnis, empfand sie, wie er diese hilfesehenden Hände hielt und sie selbst an sich zog. Und sie schmiegte sich fest — fest an seine Brust, und er sprach zu ihr als Mensch zum Menschen. Da war es ihr wohl, und als der erste blasse Schimmer des Morgens am Fenster aufdämmerte, kam auch der Schlaf, der langersehnte.

Das Leben spann sich weiter.

In dem jungen Haushalt war die Freundigkeit ausgeblüht. Der Arzt kam alle zwei, drei Tage und schaute nach seiner Patientin. Sie war den ganzen Winter über nicht aus dem Haus gekommen. Gastelmeier hatte unruhige Nächte nach freudlosen Tagen kennen gelernt. Eine ungeheuerere Enttäuschung lag über ihm und es war ihm nicht wohl in seiner Haut. Die Eindrücke, die Oly ihm nachts brachte, lagen wie Centnerschwere über ihm. Sie litt oft an qualvollem Luftmangel, Bedrückungen kamen über sie, die Todesangst in ihrer furchtbarsten Gestalt; dann hielt sie den armen Mimm umklammert und wand sich in seinen Armen

und mit weit aufgerissenen Augen schaute sie ihn an — und er mußte aushalten und den Jammer ansehen und anhören.

„Mimm, mein Bild!“ rang es sich mühselig in solchen Stunden von ihren Lippen.

„Na, laß doch, laß doch!“ sagte er dann.

„Ja, laß doch, laß doch!“ flüsterte sie heiser, erstickt, voller Trost und Verzweiflung.

„Ach, Mimm, Du Armer!“

Er fand das rechte Wort nie.

Oly arbeitete an einem Bilde, das zur internationalen Ausstellung fertig werden sollte. Das Mädchen unter dem verblühten Apfelbaum hatte sie verkauft. Reproduktionen waren danach gemacht, es war besprochen worden. Köppert hatte die erste Besprechung ins Haus gebracht.

Gastelmeier erinnerte sich, wie er sie ihr damals in die Hand drückte, so von ungefähr, ohne ein Wort zu sagen; aber mit einem Ausdruck von froher Teilnahme. Er erinnerte sich, wie Oly las, wie das Gesicht aufstrahlte — wie sie Köppert anblickte mit großen, ausdrucksvollen Augen. Köppert, nicht ihn, hatte sie angesehen. Er erinnerte sich, wie sie mit einemmal auflebte. Ein Wunder! Die Krankheit war wie von ihr fortgeweht. Sie lebte auf, sie war die alte Oly.

Ein glücklicher Tag! Wie entzückend sie ausah! Uebermüht, vom Glück bezaubert.

Und Köppert, der gute, wunderliche Mensch! Er hatte ihn immer für einen sonderbaren Kauz gehalten und für einen Biedermann durch und durch, hatte einen gehörigen Respekt vor ihm gehabt, vor seinem Können; aber er wa-